

Nordufer des Nobuma und der vorgelagerten Insel, enthielt jetzt am Ende der Trockenzeit so wenig Wasser, daß er ohne Boot bequem durchwatet werden konnte. Die etwa zwei Kilometer lange Insel war mit dichtem, von Schlingpflanzen durchsetzten Gestrüpp bewachsen. Ich erklimmte das hohe Steilufer auf einem der vielen Pfade, welche die schweren Tiere sich bahnen, wenn sie vom Wasser ans Land steigen. Von der anderen Seite der Insel drang ab und zu die tiefe Bassstimme eines Flusspferdes herüber, jenes charakteristische Brüllen, das aus mehrmals hintereinander ausgestoßenen, dumpfen Tönen besteht. Als ich mich durch Schilf und über mannshohem Gras dem Südufer der Insel vorsichtig näherte, vernahm ich auch schon das eigentümliche Schnauben und Brausen der Tiere. Die letzten wenigen Meter bis zum Ufer wurden behutsam auf allen Vieren zurückgelegt. Durch einen dicken Baumstamm verdeckt, kniete ich nieder. Die über 200 Meter breite Wasserfläche des ziemlich tiefen Flussarmes konnte ich nun bis zum portugiesischen Ufer gut über schauen. Die ungeschlachten Köpfe von 8 bis 10 Flusspferden hoben sich deutlich ab. Sie hatten von meinem Kommen offenbar nichts gemerkt. Ich konnte daher von meinem Versteck aus die friedlich auf und nieder schwimmenden großen Tiere in aller Ruhe beobachten. Zwei von ihnen waren Weibchen, sie hatten ihre Jungen bei sich, die rittlings auf der Oberseite des kurzen Halses hängten. Mit meinem guten Doppel Fernrohr suchte ich nun das gegenüber liegende portugiesische Ufer ab. Der flache sandige Strand ging allmählich in einen lichten, mit Unterbusch durchsetzten Rodenwald über. Auf einer der vorgelagerten Sandbänke schliefen oder sonnten sich vier erwachsene Flusspferde, die aus der Entfernung wie große, gelblich-braune Hügel aus sahen. Zwei dieser unförmlichen Riesen hatten den riesigen Rachen aufgesperrt und ließen anscheinend mit großem Vergnügen die Sonne hinein scheinen. Mehrere Vögel, darunter ein Kuckuck und einige Regenbögel, spazierten bezw. rannten ohne Scheu um sie herum, ja sogar auf dem Rücken der Flusspferden entlang, wo sie eifrig pickten. Auf derselben Sandbank, nur wenige Meter von den Flusspferden entfernt, sonnte sich ein mächtiges Krokodil. Der verhältnismäßig lange Ruder schwan des Riesenkrocodils lag noch halb im Wasser.

Als ich mich an dem friedlichen und selten schönen Bilde satt gesehen hatte, nahm ich einen großen Bullen, der immer besonders hoch aus dem Wasser tauchte, aufs Korn und zielte kniend unter Anlehnung an den Baumstamm, direkt auf das Auge. Das Geschöß traf unter klatschendem Aufschlag sein Ziel. Die Wirkung des Schusses auf die nichts ahnenden Tiere war ganz außerordentlich. Der tödlich getroffene Flusspferdbulle drehte sich mehrmals wie ein Kreisel um seine eigene Achse. Dann schnellte er die Hinterbeine überaus heftig zurück und schoß in mehreren Sägen vorwärts. Darauf vollführte er noch einen salto mortale und schließlich verschwand er in der Tiefe. Nur das von dem starken Blutverluste rot gefärbte Wasser zeigte für einige Augenblicke die Stelle des Untertauchens. Die übrigen Dichtäuter gerieten durch den Schuß in größte Aufregung. Unter gewaltigem Rauschen und Pusten, Plumpfen und Brüllen verschwanden sie im Wasser und tauchten erst am anderen Ufer — aber nur mit dem vorderen Teil der unförmlichen Schnauze — wieder auf. Die vier auf der Sandbank liegenden Tiere sprangen urplötzlich auf und sausten mit einer Schnelligkeit, die man diesen plumpen Riesen wahrlich nicht zugetraut hätte, kopfüber in das aufgeschüttelte Wasser. Etwa 30 Meter links von meinem Standort stürzten drei weitere Ungeheuer, die wohl auf der Insel geschlafen hatten, in mächtigen Sägen hintereinander von dem vier Meter hohen Ufer in den hoch aufspritzenden Fluß. Die ganze Wasserfläche geriet durch die Riesen in Aufruhr und warf hohe Wellen.

Erst allmählich trat wieder Ruhe ein. Noch einmal feuerte ich auf einen der Dichtäuter, der sich mit seinem Schädel etwas höher aus dem Wasser heraus gewagt hatte und nach allen Seiten hin Umschau hielt. Das Geschöß traf zwischen Auge und Ohr und war, wie wir später feststellen konnten, in das Gehirn eingedrungen. Das tödlich verwundete Tier überschlug sich mit dem plumpen, schweren Kopf nach rückwärts und verschwand in der Tiefe. Dabei wurden für Augenblicke die kurzen, dicken Beine und der ballonartige, hellfarbige Teil des unteren Riesenleibes sichtbar.

Nach etwa anderthalb Stunden wurde der zuerst erlegte Bulle von einem der Eingeborenenführer gestrichelt. Das Tier war an einem kleinen Felsen mitten im Flussarm angetrieben, und zwar mit dem Schädel nach unten, so daß man nur die kurzen vier Säulen und den kugelförmigen Unterteil des Bauches sehen konnte. Ich ließ nun einen Einbaum holen, der auch

balb an der Spitze der Insel mitten im Flussarm auftauchte. Als das Boot sich dem kleinen Felsen näherte, drehte es plötzlich bei und steuerte geradewegs auf das portugiesische Ufer zu, das die drei Mann starke Besatzung, aufsteigend in höchster Angst, durch fieberhaftes Paddeln eiligst zu erreichen suchte. In der Nähe des flachen Strandes sprangen die Leute wie besessen ins Wasser und rannten, das Boot in Stich lassend, wild gestikulierend aufs Trockene. Im nächsten Augenblick erhob sich ein riesiges Flusspferd aus dem Wasser, stürzte mit wild geöffnetem Rachen auf den treibenden Einbaum los, faßte ihn mit seinen fürchterlichen Kinnladen und riß ihn in blinder Wut auseinander. Erst als das Boot zertrümmert am Strande lag, ließ das Untier von ihm ab. Nun wurde ein anderer Einbaum gebracht, in dem ich mit schußbarem Gewehr neben zwei Eingeborenen Platz nahm. Unter vorsichtigem Staken am südöstlichen Ufer entlang erreichten wir ohne Unfall das angetriebene Flusspferd. Schnell wurde über einen der vier aus dem Wasser ragenden Säulen des Bullen eine Schlinge geworfen und dann der Kolos mit vereinten Kräften auf den flachen Strand gezogen. Nun tauchten auch schon von allen Seiten aus dem Busch die Eingeborenen mit Äxten und Messern auf, um ein möglichst großes Stück von dem so heiß begehrten Fleisch zu erhalten. Kaum eine halbe Stunde später war das Riesentier wirklich restlos zerlegt.

Das zweite getötete Tier, ebenfalls ein prächtiger Bulle, fanden wir erst gegen Abend. Es war etwa einen Kilometer stromabwärts an einer Sandbank angetrieben. Am gleichen Abend schmorte oder röstete sein in langen Streifen geschnittenes Fleisch über riesigen Holzfeuern, die von den fröhlich schwagenden und schmaquenden Regern beiderlei Geschlechts mit seltener Emsigkeit unterhalten wurden.

Emilie oder Eugenie?

Es gibt verschiedene Arten, wie Dichter mit ihren Gestalten umgehen: Karl May nahm einen Korken, piekte darauf mit einer Nadel eine kleine Fahnle und schrieb darauf „Winnetou“. Wurde dieser Held während des Dichtens nicht mehr benötigt, dann kam er in eine Zigarrenkiste. Damit er den Herrn Verfasser nicht störte.

Dies Rezept kannte Ludwig Tieck leider nicht, er dichtete aus bloßem Kopfe drauf los, so daß ihm eines Tages sein Verleger Brockhaus melden mußte: „Ihre Heldin Eugenie wird im vierten Druckbogen von ihrem Liebhaber egal Emilie geheißt. Was ist da los, teurer Meister?“

Ja, was war da los. Aber Tieck ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Im fünften Druckbogen dichtete er weiter: „Liebe Eugenie, die ich zuweilen auch Emilie zu nennen pflege, Du bist mir unter beiden Namen gleich wert; meine Liebe ist ewig.“

Der Kühlschrank als Todesursache.

Als jüngste Errungenschaft der Technik besitzen viele amerikanische Neuwohnungen eingebaute Kühlschränke. Als Kühlmittel dient Methylchlorid, das bisher von der Gesellschaft, welche die Schränke lieferte, in einer Zentrale im Keller der Neubauten hergestellt und durch Röhren in die Anlagen geleitet wurde. Die Einrichtung fand vollen Beifall, und in Chicago allein wurden 75 000 Wohnungen mit den neuen Kühlschränken versehen. Anfanglich arbeiteten die Anlagen zufriedenstellend, doch dann fielen innerhalb von zwei Tagen sechs Menschenleben dem ausströmenden, fast geruchlosen Gas zum Opfer. Eine Sonderkommission der Chicagoer Stadtverordneten beschäftigte sich mit der Angelegenheit und beschloß, der liefernden Gesellschaft jede weitere Tätigkeit auf diesem Gebiete zu untersagen und die gesamten 75 000 Kälteanlagen sofort außer Dienst stellen zu lassen.

Die Alten Stöcker.

Goethe war ja nicht nur der Dichter von „Wilhelm Meister“, er hatte auch noch einen kleinen Nebenberuf als weimaranischer Minister. Da hielt er auf Ordnung und Etikette.

Eines Tages trat sporenklirrend, à la mode gekleidet, ein neuer Referendar in sein Kabinett. Goethe blickte ihn erstaunt an, sagte dann aber süß: „Ach, Herr Referendar, reiten Sie doch bitte eben mal raus in die Registratur und lassen Sie sich die Alten in Sachen Stöcker geben.“

Goethe hat den Referendar nie wieder gesehen.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum
Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge
verboten

Schriftleiter Paul Nuid, Warburg

Druck und Verlag
des Warburger Kreisblattes



Nr. 68

24. August 1929

4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

21. Fortsetzung.)

Copyright by Greiner
& Co., Berlin NW. 6.

(Nachdruck verboten.)

Sein Lächeln und seine halb nur ausgesprochenen Worte beschäftigten Hedwig noch einen Augenblick. Hatten sie nicht geklungen, als wenn er hätte sagen wollen: „Viel leicht wäre auch ohne die heutige Nachricht Ihr Herr Gemahl frei geworden?“ Es war möglich. Aber was halten ihr Vermutungen? Sie wollte Gewißheit, und so rasch als tunlich.

Sie fuhr den Weg zum Telegraphenamt zurück, überlegte sich im Fahren schon die deutlichste einfachste Form der Depesche an Kuttner und sandte diese zweite hinter der ersten her. In kurzen Zwischenräumen mußten beide zu ihm gelangen.

Den Wagen schickte sie fort und ging langsam durch die frische Frühlingsluft nach Hause. Die Dämmerung war schon gekommen und hatte seine, blaue Dünste mitgebracht, in denen die festen Formen verschwammen.

Hedwig war es, als hätte sich auch über die leuchtende Welt ihrer Freude solch ein Schleier gebreitet, unter dem der Glanz erbläute. Sie hatte so sicher gehofft, Elise immer wachsende ungeduldige Sehnsucht nach dem Vater heute mit den Worten beschwichtigen zu können: „Er kommt — morgen, übermorgen kommt er zu uns zurück.“

Und hinter der Sehnsucht des Kindes verbarg sich bei ihr die eigene, größere, heißere. Der Frühlingsatem, der hoffnungsvoll aus der Erde hervorströmte, nährte, verstärkte sie, machte sie bedrängend groß und ließ die einsame Frau vor sich selbst erröten in dieser milden Dämmerung.

So betrat sie die Wohnung, und von des Kindes Lippen kam die gewohnte Frage:

„Hat Vater geschrieben? Kommt er noch immer nicht?“ Hedwig konnte sich nicht entschließen, auch heute die gewohnte Antwort zu geben.

„Er wird kommen“, sagte sie, „bald wird er kommen.“ Und nun jubelte das Kind laut heraus über die Nachricht und begann einen Freudentanz.

Hedwig war es gewohnt geworden, wenig zu schlafen, und so war es auch in dieser Nacht. Aber neben dem Kummer, der so manche Stunde neben ihrem Lager mit ihr gewacht hatte, stand nun die lächelnde Hoffnung. Sie verhielt, malte freundvolle Bilder, mahnte leise zur Geduld.

In den Morgenstunden, der Hedwig endlich doch überfallen hatte, tönte der helle Ton der elektrischen Glocke. Sie fuhr empor, wagte kaum zu glauben, daß die Antwort auf ihr Telegramm schon eingetroffen sei, und hoffte doch darauf mit laut klopfendem Herzen.

Und wirklich, es kam ein Telegramm. Und es war aus Bistra, von Kuttner unterzeichnet, und brachte die Befreiungsbotschaft in den wenigen Worten:

„Ist ja ein Skandal: Kann alles beschwören. Komme sofort.“

Er kam, er brachte das Opfer, aus dem Sonnenlande zurückzukommen in Deutschlands trügerischen Frühling! Er wollte den Eid leisten, der für ihren Mann Entlastung, Unschuld, Freiheit bedeutete. Nun wandelte sich die Hoffnung bald in Gewißheit und Glück!

Elst war mit nackten Füßen aus dem Bett gesprungen, drängte sich an Hedwig.

„Du weinst ja, Mutter — ist Vater krank?“

„Nein, Elst, nein, ich weine vor Freude. Nun kommt er wirklich.“

„Wann denn, wann? Kommt er heute?“

„Nein, heute noch nicht. Aber bald — in einer Woche vielleicht.“

„Eine Woche noch? Eine ganze lange, lange, lange Woche?“

„Vielleicht auch ein wenig schneller, vielleicht, ich weiß es nicht genau.“

„Das ist aber noch furchtbar lange, Mutter. Da müssen wir uns was Wunderschönes ausdenken für den Tag, wenn er kommt.“

Mit ihren Plänen für dies „Wunderschöne“ verkürzte Elst der Mutter ein wenig die folgenden Tage des immer noch schweren Wartens.

Dann kam auch ein zweites Telegramm von Kuttner, das aus Paris war, von seiner dortigen Ankunft berichtete und meldete, daß er am nächsten Vormittag nach Deutschland abreisen wolle. Jetzt konnte Hedwig ausrechnen, wann er kommen mußte. Sie vergrub sich ins Kursbuch, studierte jeden einzelnen Zug und fand heraus, daß Kuttner spät in der Nacht erst eintreffen konnte. Bis zum nächsten Morgen mußte sie sich gedulden, aber dieser kommende Tag mußte die Freiheit bringen für ihren Mann.

Als der Morgen heraufstieg, gab er ein wenig festliches Licht. Es kam nur langsam, wollte nicht wachsen, zeigte dann, als es doch allmählich erstarkt war, eine häßliche Welt. Ein aus dicken Regentropfen und Schneeflocken gewirkter Schleier sank durch die Luft herab und legte sich in feuchten, rasch angeschwemmten Ballen auf den Boden. Über für Hedwig war das alles wie heller Sonnenschein. Denn der graue Morgen hatte ihr eine Postkarte gebracht.

von Kitzner eilig unmittelbar nach seiner Ankunft im Hotel geschrieben, die seinen Besuch auf 10 Uhr anmeldete. So war er denn wirklich gekommen, der Besieger und Helfer!

Zimmerhinz mußten noch zwei Stunden bis dahin vergehen, und sie schlichen langsam genug. Hedwig vermochte nicht still sitzenzubleiben; sie wanderte rastlos aus einem Zimmer in die anderen, die sie alle hatte erwärmen lassen, und jedesmal, wenn sie das Knistern des Ofenseuers im Zimmer ihres Mannes hörte, klang es ihr wie ein Willkommenstusch für den zurückverwarteten Herrn des Hauses.

Ein Gedanke beunruhigte sie noch bei diesem ungeduldrigen, hoffnungsvollen Umherwandern. Er war zurückgedrängt worden durch die Aussicht auf Kitzners Kommen und ganz erloschen für ein paar Tage, dann aber wieder langsam erwacht. Es war die Erinnerung an den Fund in dem alten Sekretär und, mit ihr verbunden, die Frage, ob sie Kitzner von diesem Fund etwas erzählen sollte.

Sie erwog, zweifelte, bejahte und verneinte, doch war das Bedürfnis, endlich einmal die ganze Last von ihrem Herzen zu wälzen, an diesem Tage so stark, ihre Lebensenergie durch die neue Hoffnung so frisch geworden, daß eine Bejahung das Ergebnis ihres Ueberlegens war. „Ich will es ihm sagen“, murmelte sie und nickte beständig.

Eine Minute fehlte noch an 10 Uhr, als Kitzner kam. Er legte nicht ab im Korridor, sondern trat ein, wie er war, in einen weiten Pelz gehüllt, unter dem eine kurze Pelzjacke hervorhagte, wenn er ihn öffnete, mit einem dicken, weissen Schal um den Hals.

Hedwig ging ihm entgegen, streckte beide Hände zu bewegter Begrüßung nach ihm aus.

„Also wirklich sind Sie gekommen, Herr Kitzner, ich bin Ihnen so dankbar, so dankbar!“

„Keine Ursache, gnädige Frau. Nur verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Ich wäre doch ein Lump, wenn ich das nicht für meinen Freund getan hätte. Bruno ist ja mein ältester, eigentlich einziger Freund, soweit ich egoistischer der Freundschaft fähig bin. Den kann ich nicht in solcher Postlage sitzen lassen. Und nun sagen Sie mir, erzählen Sie mir! Sind hier in dieser ehrenwerten Stadt Gericht und Polizei denn ganz verrückt geworden?“

„Sie sollen alles hören; kommen Sie her und sehen Sie sich. Aber wollen Sie nicht Ihren Pelz ablegen?“

„Das ist eine Frage, die geklärt sein will. Darf ich wissen, wieviel Grad Sie hier im Zimmer haben?“

Hedwig mußte lachen — es tat ihr so wohl! Sie ging zum Thermometer und meldete:

„Wir haben fünfzehn Grad Reaumur.“

„Nun so will ich es wagen. Ein Kaiser ist mir ohnedies bombastischer; ich fühle ihn bereits. Dies Deutschland ist und bleibt ein abominables Land im Winter, Frühling, Sommer und Herbst. Aber ich will mich nicht etwa verheerlichen, weil ich gekommen bin. Ich habe das gute Bewußtsein: wenn ich hier als Eisapfel ende, bin ich wenigstens für einen guten Zweck erfroren. Und nun, bitte, los!“

Hedwig hatte noch die Tür zum nebenan gelegenen Salon verschlossen, um es wärmer und ungeörter zu haben; jetzt nahm sie Kitzner gegenüber Platz, der in seiner kurzen Pelzjacke wie ein bleichlicher Gestirn dasaß.

Hedwig erzählte. Sie sprach zuerst von ihrer eigenen, durch ihren Mann abgeleiteten Begegnung mit ihm vor dem Hause der Schauspielerin, vom Zusammentreffen des Fräuleins Hegewisch mit ihm an derselben Stelle, von der Aussage der Jungfer, die den Regierungsrat auf der Treppe des Hauses kurz nach der Ermordung der Schauspielerin gesehen haben wollte — hier aber unterbrach sie Kitzner bereits mit seiner temperamentvollen Lebhaftigkeit:

„Und daraufhin haben Sie den armen Kerl verhaftet? Es ist ja schauderhaft! Und wenn er hundertmal vor dem Hause spazieren gegangen wäre, und wenn zehn dumme Gänse von Frauenzimmern — pardon, gnädige Frau, ich spreche von der Jungfer — ihn auf zehn Treppen gesehen haben wollten, ich würde doch immer sagen: Er hat es nicht getan. Ich kenne Bruno, und Sie kennen ihn auch. Er begeht kein gemeines Verbrechen.“

„Ihr festes Vertrauen tut mir so wohl. Wenn Sie mir zur Seite gewesen wären, vielleicht hätten Sie mir mit ein paar Worten die Zweifel an ihm vom Herzen geredet, unter denen ich so sehr gelitten habe und“ — sie stockte momentan, fügte dann aber mutig hinzu — „deren ich mich nun so sehr schäme.“

„Daran tun Sie recht, gnädige Frau. Schämen Sie sich nur achörig. Und ich hoffe. Sie darin bestärken zu können, indem ich Ihnen und auch den Herrn vom Gericht beweise, daß Bruno nicht gehandelt haben kann. Sagen Sie mir vor allem genau, wann diese berüchtigte Jungfer ihn auf der Treppe gesehen haben will.“

„Unmittelbar nach halb neun Uhr soll es gewesen sein.“

„Die Person dürften wir wegen Meineths belangen können — wenn sie nämlich bereits gestorben hätte, was ich ihr wünschen möchte. Denn von ein Viertel nach acht Uhr bis drei Viertel auf neun Uhr bin ich mit Bruno spazieren gegangen. Ich traf ihn — allerdings nicht weit von der Kurfürstenstraße — in den Anlagen, und er hat mich beinahe bis zu meiner Pension begleitet. Ich weiß die Zeiten genau; denn ich wollte ja denselben Abend noch abreisen und hatte gerade, bevor ich Bruno traf, meine Taschenuhr nach der beleuchteten Uhr am Rathause gestellt — man sieht sie ja von den Anlagen aus. Er war also zu der Zeit, in der man ihn dort im Hause gesehen haben will, bestimmt in meiner Gesellschaft. Ich hoffe, diese Feststellung wird auch den Wächtern des Gelehes genügen.“

„Das doch wohl sicher.“

„Triumphieren Sie noch nicht, gnädige Frau. Das Meinige will ich aber tun, den armen Kerl recht schnell freizutreiben. Ich fahre gleich zur Staatsanwaltschaft.“

Er war im Begriff, sich zu erheben; sie legte leise die Hand auf seinen Arm.

„Es ist noch nicht alles, was ich Ihnen zu sagen habe. Um Ihren Rat muß ich Sie noch in zwei Punkten bitten, und in dem einen kann ich es nur, solange Bruno noch nicht wieder hier im Hause ist.“

„So geheimnisvoll? Da bin ich begierig.“

Sie begann ihren Bericht aufs neue. Zuerst erzählte sie von dem Besuche der Olga Wesenmeier, wobei sie hinzusetzte:

„Wie dieser Ring zu dem Verdacht auf Bruno in Beziehung steht, kann ich Ihnen genau nicht sagen. Man hat mich, vielleicht mit Absicht, nur oberflächlich darüber aufgeklärt, und auch die Zeitungen haben darüber nur Andeutungen gemacht. Jedenfalls aber habe ich den Ring jetzt in Händen — hier ist er — und Sie sollen mir sagen, ob es nötig ist, Fräulein Wesenmeier der Polizei zu verraten.“

„Am Gotteswillen nicht! Heute nachmittag schon säße sie hinter zehnjährigen Gittern, als gräßliche Mörderin angeklagt. O nein, dazu wollen wir denn doch nicht mitgehen. Oder hat Ihnen dies Fräulein den Eindruck gemacht, als wenn sie Neigung zum Erwidern hätte?“

„Nein, nein, gewiß nicht.“

„Also möge sie sich der goldenen Freiheit weiter freuen. Das wäre Punkt Nummer eins — Nummer zwei?“

„Ja — dazu müssen Sie mit mir kommen in Brunos Zimmer“, sagte Hedwig ein wenig unsicher.

„Ich bin zu allem bereit — sofern es achseln ist.“

Kitzner setzte sich einen Kneifer auf und las die Briefe der Zeitfolge nach sorgsam durch.

„Das ist ja ein Schweinehund, der das geschrieben hat!“ war seine erste Kritik. Als er zu Ende war, fügte er hinzu: „Das sind Expressbriefe, wie man sie sich nur wünschen kann. Und unser guter Bruno hat sich offenbar tüchtig pressen lassen. Daß aber diese Schriftstücke auch eine Waffe gegen den Gauner bedeuten, hat Bruno gewußt; er hätte sie sonst nicht so sorgfältig aufbewahrt und versteckt.“

„Sie meinen, daß er sie deshalb?“

„Unbedingt. Jemande Hand habe gegen Bruno muß dieser Ehrenmann aber haben. Ihnen Sie nichts davon, gnädige Frau?“

„Ahnen — ja, ein wenig.“ Und sie berichtete stönd aber das, was ihr Bruno von einer auf ihm lastenden Schuld gesagt hatte.

„Eine Schuld? Es wird nicht so arg damit sein. Bruno tut nichts Gemeines. Vielleicht hat ihn die Leidenschaft einmal fortgerissen — er war in unserer Studentenzeit ein leidenschaftlicher Bursche. Daraus konstruiert er sich nun selber wohl übertriebene Vorwürfe. Gerade seine Seelen tragen am schwersten an einmal begangenen Irrtümern und sehen überall Gespenster. Ich fürchte mich nicht vor Gespenstern; denn ich glaube nicht an sie. Darum will ich auch meinen guten Freund von seinem Aberglauben zu befreien suchen.“

(Fortsetzung folgt)

Der erste Schritt.

Skizze von Dorothea Hauer.

Kein Besucher der Petersburger Eremitage wird, ohne stark gefesselt zu werden, im Saale XI das Gemälde Nr. 1638 betrachten. Es wurde von J. B. Iwanow gemalt und heißt „Der erste Schritt“. Zwischen den figurreichen, hochdramatischen Bildern der fünfziger Jahre wirkt es in seiner ehrlichen Schlichtheit wie erst gestern gemalt. Es stellt nichts anderes dar als eine junge, glückliche Mutter, die reich den ersten Gehversuch ihres Kindes überwacht. Der Betrachter kann sich dabei nicht des Eindrucks erwehren, daß die harmlos-heitere Szene, die sich, halb überschattet, aus dem schweren Dunkel des Hintergrundes löst, selbst ergreifend wirkt.

J. B. Iwanow war seinerzeit ein gefeierter Porträtmaler der eleganten Frauen. Bereits ein Vierziger und auf der Höhe seines Ruhmes stehend, entschloß er sich, die blutjunge, wunderschöne Katharina Somoff, Tochter des alt-eingesessenen Gutsbesizers Somoff, als Kätzchen heim zu führen. Hatte er bisher sein Schaffen als Kunst an der Schönheit schlechthin empfunden, so galt sein Kult hinfort nur noch der einzigen, in der er sein höchstes Künstlerideal verwirklicht fand. Er, der sich an schmieglamer Seide und spiegelndem Samt mehr entzücken konnte als selbst eine Frau, wurde nicht müde, immer neue phantastische Toiletten für die junge Gattin zu erfinden, in denen sie ihm posieren mußte. Katka ließ ihn in ihrer geduldrigen, fast teilnahmslosen Art gewähren. Tag für Tag erstieg sie gehorsam das Podium im Atelier, nahm heute diese, morgen jene Stellung ein, ganz wie der Eheherr es wünschte. Die Natürlichkeit und Lieblichkeit ihrer Bewegungen litt dabei nicht, aber das süße, kindliche Lächeln, das anfangs ihre Lippen umspielt hatte, wurde blässer, tränklicher und erlosch im Verlauf der Monate ganz. Iwanow plauderte um so lebhafter, ersand tausend lustige Neckereien. Dann suchten die Mundwinkel des arigen Geschöpfes wohl für Augenblicke ein wenig in die Höhe, senkten sich aber ebenso schnell wieder voll mutloser Mattigkeit. Katkas Herz verzehrte sich in stummem Leid. Die junge Frau wünschte sich nichts inniger als ein Kind; der Mann aber hatte sich von vornherein mit solchem Abscheu und so unnatürlicher Festigkeit gegen das Unästhetische einer verdorbenen Figur, eines schreienden Säuglings und schmutziger Windeln ausgesprochen, daß sie nie wieder wagte, an diesen Punkt zu rühren.

Zu dieser Zeit sollte sich Iwanows langgehegter Ehrgeiz verwirklichen: der Künstler wurde nach Peterhof befohlen, um Kaiserin Alexandra in ganzer Figur zu malen.

Aus den ursprünglich vorgesehenen kurzen vier Wochen Trennung wurden bald zwei Monate, und noch war kein Ende von Iwanows Tätigkeit am Kaiserhof abzusehen. Alexandra gewährte nur selten eine kurze Sitzung. Zwischen den drei schönen Fürstin Orlov Modell, und drei Hofdamen warteten ungeduldig auf die Ehre, durch Künstlerhand verewigt zu werden. Das Ehepaar Iwanow wechselte zahlreiche Briefe. Die drei letzten der schmerzlichen Entbehrten trug der Gatte stets mit sich umher. Ihn beglückte die anschauliche Art, in der sie kleine Alltäglichkeiten zu erzählen wußte; jeden ihrer Tage verlebte er im Geiste mit ihr. Allmählich aber bemerkte er mit dem feinen Einfühlungsvermögen des Künstlers, daß ein neuer Ton aus ihren Zeilen sprach. Die Einzelheiten des täglichen Lebens schienen belanglos geworden. Ihre Worte wurden beschwingter, poetischer, ja, sie steigerten sich im Laufe der Zeit zu einem einzigen Rausch von Liebe und Seligkeit. Hatte sich Iwanow anfänglich ihrer vertieften Auffassung voll Andacht gefreut, so machte ihn ihre wachsende Ueberschwenglichkeit nach und nach besangen, schließlich argwöhnisch. Zuletzt packte ihn allübende Eifersucht. Was für ein gewiechter Nebenbuhler

ließ dieses unbewachte Herz in einer Blut aufzudorn, zu der er selber sein kühles Schönheitsideal nie zu entflammen vermocht hatte? Unter nichtigem Vorwand brach der Maler plötzlich die Sitzungen mit Fürstin Orlov ab und reiste nach achtmonatiger Abwesenheit als über Kopf heim. Er stürzte durch die Flucht seiner Zimmer, riß die Tür zum Boudoir der Treulosen auf... Am Fenster saß Katka, sie war ganz allein. Aber statt jubelnd aufzuspringen, wie das sonst ihre Art gewesen, beharrte sie stumm an ihrem Platz und senkte den Kopf tiefer auf die Handarbeit. Iwanow trat hastig näher. Er sah, daß seine Frau das schmal und fremd gewordene Gesicht über eine Säckerei, ein zartes Kinderjäckchen, beugte. Voll Ehen haben sich ihre großen, braunen Augen. „In spätestens vier Wochen —“ flüsterte sie stönd. „Verschone mich mit Deinen Privatangelegenheiten!“ fuhr er sie in stumloser Wut an. „Ich will nichts, gar nichts von dieser Sache wissen. Und eine bitte ich mir nachdrücklich aus: Deinen Hausfrauenpflichten hast Du nachzukommen wie stets!“

Alles, was in Petersburg über Namen oder Geld verfügte, traf sich nach wie vor zu einer ununterbrochenen Folge glanzvoller Empfänge und Diners im Hause Iwanows. Eines Abends, als es im großen Saal bereits von Uniformen wimmelte, als höchste Orden strahlten und weiße Frauenschultern sich aus den kostbarsten Stoffen hoben, erschien im letzten Augenblick die Hausfrau, bleich wie ein Schatten, mit schweißverklebtem Haar. Dem Umfinken nahe, gaben ihr die erbarmungslosen Bornesblide des Mannes übermenschliche Kraft. Im entlegenen Seitensflügel, fernab von dem Gesellschaftsräumen, wickelte unterdessen die Wärterin ein schreiendes Neugeborenes.

Iwanow fragte nie nach seinem Kinde, noch weniger beehrte er, es zu sehen. Nach einiger Zeit erhielt er einen ehrenvollen Porträtauftrag auf dem Lande. Die Dienerschaft mußte diese Abwesenheit zu einem großen Reinemachen im Kinderzimmer und schob währenddessen den Wagen mit der Kleinen ins Atelier. Gänzlich unerwartet und viel früher, als man hätte annehmen können, kehrte der Hausherr heim. Beim Betreten der Diele machte ihn ein aus seinem Atelier dringendes Zetergeschrei aufhorchen. „Vermutlich mein Sproßling!“ brummte er unwillig. „Ich will mir den widerlichen Schreihals einmal ansehen.“ Mit gerunzelter Stirn trat er an den Wagen. Das beiseite geschobene Wurm, beseligt, menschliche Nähe zu spüren, hörte im selben Augenblick auf zu weinen. Es drehte den Kopf, lächelte und streckte dem Vater bittende, rosiges Armechen entgegen. Der riß das Kind aus den Decken, preßte es festig an seine Brust. Mit großen Schritten trug er es auf und ab, wiegte das winzige Bündel in seinen starken Armen.

Von diesem Augenblick an durfte das Töchterchen nicht mehr von seines Vaters Seite entfernt werden. Des Hofmalers J. B. Iwanow elegantes Atelier verwanbelte sich in ein Kinderzimmer, und die Bildnisse der vornehmen Damen von Rang und Ruf entstanden fortan, während im Hintergrunde ein Säugling lallte und fröhle.

Die Kunstkritik jener Tage pries nach wie vor in überschwenglichen Worten die flott hingeworfenen, mondänen Porträts des hochbegabten Iwanow und prophezeite ihnen Unsterblichkeit. Die Nachwelt weiß nichts mehr von ihnen. Sie betrachtet indessen bis heute voll Entzücken eine reiche Sammlung liebevoll beobachteter Kinderstudien, welche die „Akademie“ aufbewahrt, und steht bewundernd vor dem Gemälde „Der erste Schritt“, das nach dem Tode des Künstlers in den Besitz der Eremitage überging. Es ist das Abbild einer überglücklichen jungen Mutter im schlichten Morgenewand, die sich lächelnd über ihr strampelndes, nacktes Kindchen neigt.

Auf Flußpferdjagd am Robuma.

Afrikanisches Erlebnis von G. Kellmann-Blöns.

In der Niederung am Robuma, dem Grenzfluß zwischen Deutsch- und Portugiesisch-Ostafrika, herrschte eine furchtbare Dürre. Undarmherzig brannten die sengenden Strahlen der Novembersonne auf meine Trägerkarawane, als sie sich gegen 11 Uhr vormittags ihrem Ziele Saffawara näherte. Der kilometerbreite Fluß, der an seinen Ufern von hohen, schattig

gen Bäumen umsäumt wird, bildet hier mehrere dicht bewaldete Inseln, zwischen denen zahlreiche Flußperde laufen. Diesen interessanten Dichtungen wollte ich zu Leibe gehen und wandte mich daher mit zwei eingeborenen Führern dem Flusse zu. Der erste, etwa 150 Meter breite Flußarm zwischen dem